

Die Zentrale Welt

Nr. 47

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

Kees Doorik.

Roman von Georges Eckhoud.

(Fortsetzung.)

Von Dinghelaar bis Bitte braucht man ungefähr anderthalb Stunden. Die Straße folgt einer unmerklich gewundenen Linie. An den Buchen, die daran stehen, waren die rötlichen Blätter schon zusammengekrümpelt; sie knisterten im Winde oder fielen tänzelnd zur Erde. Es regnete nicht, aber im bewölkten Himmel sammelte sich der herbliche Reif.

Auf den beiden Seiten der Straße erhoben sich die frostigen Landhäuser, die zu gleicher Zeit wie die Schwälbenwester verlassen worden waren, und mit ihren geschlossenen Läden, ihren mit Pferdeköpfen besetzten Thörgittern, ihren breiten verwachsenen Wolfsgräben, drückten sie eine mißtrauische Abneigung gegen diese Kirnmesgäste aus, die schon seit dem Morgen in einer langen Karavane nach Bitte hin pilgerten.

Zwischen den Fußgängern, die auf beiden Seiten der Straße gingen, zogen Wagen von allen Mustern dahin: Lohnkutschen, alte Landauer, neue Kabriolets, von denen die einen noch nicht angestrichen waren, die anderen noch ihren ersten Firnisüberzug erwarteten, Gemüßewagen, Korbwagen und so weiter. Auf den Imperialen der Breaks und der Omnibusse waren ganze Heerden aufeinander gehäuft.

Die Seestadt schickte allerlei ausgelassenes oder zweideutiges Gefindel auf's Land. Manche von den „Scheldestreken“ hatten sich von jungen „Cheerhosen“ verführen lassen, die mit einer gewissen Vorliebe ihren Schiffsanzug zur Schau trugen: eine gestrickte Kamisole aus blauer Wolle, eng anliegend und am Halse ausgeknüpft; die Hosen, die darüber gingen, von lederähnlichem Aussehen, hinten und an den Knien abgenutzt wie alte Münzen, festgehalten mit einem gelben Lederriemen; endlich eine jener Seemützen, die Taubenhäuschen genannt werden wegen ihres flachen, breiten Schilbes, das in der That dem Ausflugbrett eines Taubenschlages nicht unähnlich ist.

Diese Kerle hatten rotte Hände, kurzgeschchnittene Haare, runde Gesichter, die von der Negerlounge wie Siennaerde gebräunt waren und in denen das Weiße der Augen und der Kinmladen besonders hervorlachte. Mit herabhängenden, auseinander gehaltenen Armen fielen sie beim Gehen immer tief in die Knie, wie wenn sie auf dem festen Boden noch die regelmäßige Bewegung des Schlingerns und des Stampfens der Schiffe verspürten.

In einer Reihe auf den Bänken sitzend, verhielten sich ihre Damen so ruhig wie Thiere, die in's Schlachthaus geführt werden, und winkten mit dem Kopfe bei jedem Stoß des Wagens; einige aber fingen an zu singen, und da ihre Stimme den Lärm nicht überbieten konnte, stampften sie mit den Beinen, wie wenn sie tanzen wollten, und ihre

Bewegungen auf dem Dach des Wagens beunruhigten die im Innern Befindlichen so sehr, daß sie ängstlich zu den Fenstern hinausschauten.

Unter den Bäumen längs der Straße freischritten die kranken Bettler, welche Stinmel, Klumpfüße oder andere Glieder zur Schau trugen, die bald von Wasserjucht gebläht waren, bald durch einen ungeheuerlichen Zufall der Schöpfung in einem Walzwerke zerdrückt worden zu sein schienen. Faulenzerrinnen, die wie die heiligen Frauen des Kreuzweges zusammengeknert dastanden, zeigten in ihrem Schooße ihre kränzlich aussehenden, abgemagerten Kinder. Blödsinnige, einarmige Bettler, kränkliche Banern, die durch eine Feuersbrunst Hab und Gut verloren hatten, junge Hafenauslader, die durch eine herabfallende Last verkrümmt worden waren, Witwen von untergegangenen Seelenten, vergessene Invaliden von 1830, alle diese leierten ihre Klage herunter oder zeigten auf der Brust ein Schild, auf dem ihr „Unglück“ geschrieben stand. Die Blinden und die Taubstummen führten Duben bei sich, die ohne Strimpfe und mit schwarzen, wie von Wagenschmiere leuchtenden Beinen herum liefen und, mit einer kleinen Schale in der Hand, die Leute anbettelten.

Bald hier, bald dort hielt der Zug eine Weile bei den Wirtshäusern an, die immer häufiger wurden. Eine roth-gelb-schwarze Fahne flatterte über dem Schilde. Gewöhnlich tranken die Ausflügler, ohne abzustiegen, aber wenn es sie auf einmal in den Beinen juckte, kletterte die ganze Ladung herunter, die Einen von der Treppe, die Anderen vom Fußsteig und noch Andere über die Räder, und führten in dem niedrigen Saale der Herberge oder um die Tüde vor der Thür eine ausgelassene Sarabande auf.

Eine Viertelstunde vor dem Marktflecken trank man auch noch in den Paraden, die dort einzeln aufgeschlagen waren, wie wenn die beständigen „Kapellen“ nicht mehr genügt hätten. Die Orgeln schuarrten alle zusammen, von den primitiven Kästen bis zu den komplizierten Orchestrions, die die Quadriellen vom vorhergehenden Karneval nachahmten.

Gerade vor Bitte erinnerten sich Annette, ihr Bruder und Janneke daran, daß sie das letzte Mal einem Bettler, dem Pächter Bart Stevens, versprochen hatten, bei der nächsten Kirnmes bei ihm zu Gast zu sein. Man kam daher mit der Gesellschaft überein, am Nachmittage gegen vier Uhr beim „Moerjan“ (dem schwarzen Johann) im holländischen Bitte sich wiederzufinden.

Der Stevenshof erhob sich rechts vom Wege, ein paar Flintenschüsse weit, mitten in einem großen Stück Land, das schon für die Herbstsaat gepflügt war. Die Gäste schlugen seitwärts einen Pfad ein, und Kees, die Saps, Soofe und die Anderen aus

derselben Gegend, die sie unterwegs angetroffen oder eingeholt hatten, marschirten bald rüstig in die Menge hinein.

X.

Bitte liegt mitten auf der Grenze und besteht aus drei Weilern, von denen zwei belgisch sind — der eine gehört zur Capellener, der andere zur Sta-broecker Gemeinde — während der dritte holländisch ist. Die Landstraße von Bergen-op-Zoom bildet die Hauptstraße des Dorfes. Man bemerkt fast nicht, daß nahe bei der Kirche und dem belgischen Zollamt ein farbiger Pfahl steht, der die Grenze zwischen den beiden Ländern markirt. Man ist schon auf holländischem Boden, und man findet noch keinen Unterschied. Dort wie hier sind die Häuser keinen niedrig und sauber; die Sprache und die Ausdrucksweise ist dieselbe. Auch die Typen sind nicht verschieden. Es sind die gewöhnlichen Physiognomien aus der Gegend der Unterselbe, die starken, ziegel-farbigten Gesichter, die eckigen Kinne, die träumerischen Augen, der langsame, gemessene Gang. Die holländischen Frauen kleiden sich, wie die in der Campine. Bei den Männern fangen die Hosen aus Baumwollseammet an, sich oben zu erweitern, und blau ist auch die Lieblingsfarbe der holländischen Brabänder, während die nördlichen Antwerpener die schimmernden braunen Nuancen, kastanienbraun und braunroth, vorziehen.

Gegenüber der holländischen katholischen Kirche, die zweihundert Meter von der Grenze entfernt liegt und ebenso häßlich ist, wie die des belgischen Bitte, erhebt sich auf dem Plage eine eiserne Büste, eine strahlende, blühende Figur von energischem Ausdruck. Der Untersatz schließt einen Grabstein ein, der mehrere Jahrhunderte älter ist, als das Monument. Es ist die Büste und das Grab Jakob Zor-daens'. Dieser Künstler war — ein Opfer der religiösen Verfolgung — unter der spanischen Herrschaft verbannt worden und später bis zur Grenze seines Vaterlandes zurückgeführt, um dort zu sterben. Da die katholische Intoleranz ihn noch nach dem Tode verfolgte, so wurden die Ueberreste des Lutheraners aus dem geweihten Felde verwiesen und am Rande der Kirche begraben.

Heute ruhen die Gebeine des Verworfenen noch immer außerhalb des gesegneten Raumes. Aber was kümmert sich um diesen Ostrazismus der meisterhafte Maler der Bambocciaden, der vlämische Freund der Kirnmes, der Bewunderer des üppigen Kultus der Materie, der Sänger der dicken Bänche, der mächtigen Fässer und der rothen, freudigen Gesichter der Biertrinker! An dem Orte, wo seine langhaarige Büste thronet, die von Jef Lambeaux, dem

Jordaneesten Bildhauer, so nervig gemodelt wurde, findet Jordans einmal im Jahre den Kühnen, ungezwungenen Ausbruch des ländlichen Lebens wieder und wohnt noch einmal den Trank- und Egelagen bei, in denen vor dreihundert Jahren sein Pinsel saugmännische Kraft schöpfte.

Die Bitter Kirmes, die letzte des Jahres in der Antwerpener Provinz, ist eher als das St. Dionysiusfest, an dem der orthodoxe Patron des Fledeus gefeiert wird, eine massenhafte Pilgerfahrt, die zu Ehren des glorreichen Regers veranstaltet wird.

Sowohl der holländische, wie der belgische Theil des Dorfes lebt das ganze Jahr hindurch ruhig in den Tag hinein. Ein Schmuggler, der von den Zollwächtern festgenommen wird, Landstreicher, die über die Grenze kommen, der Durchritt von Geisbarmen, welche Wildddiebe oder ausgewiesene Bagabunden verfolgen, eine Bande Zigeuner, Kesselflicker oder Bärenführer, die an die Grenze zurückgeführt werden, oder, was allerdings noch seltener ist, ein Messerstreit zwischen Flämändern und Holländern, das sind die einzigen Ereignisse, welche den regelmäßigen Lebenslauf der Fahrleute, Holzhändler, Handwerker und der wenigen Pächter, welche die Bevölkerung dieses Dorfes bilden, unterbrechen. Sobald aber die Kirmes kommt, wird dieser verlorene, traurige Winkel während dieser Tage, vom Sonntag bis zum Mittwoch, der Schauplatz eines ausgelassenen Karnevals und der Sammelort von tausend „Kirmesgeiten“ aus den Städten und Dörfern in einem Umkreis von fünf Stunden.

Die Aufkommenden können nur mit Mühe auf der Straße, auf welcher die Messe aufgeschlagen ist, vorwärts drängen. Zwischen zwei Reihen von Karateen und Krambuden wogt und drängt und sammelt sich eine bunte Menge, die durch den weiten Gang und das viele Essen und Trinken aufgeregter ist. Die Wagen sind gezwungen, am Eingange des Dorfes anzuhalten, obgleich die wilden Insassen dem Kutscher das Recht bezahlet zu haben glauben, einige Fußgänger zu überfahren.

Man wird ganz bezaubert von dem Hüllalärm, den jene wimmelnde Menge macht. Und dazu erklingen noch Trommeln, Sargons, Klingeln, Tamburine, Schrauten und alle möglichen Instrumente. „Hanswort“ der stämmige Cassander, macht Parade, wobei er sein mit Mehl gefülltes Gesicht den Ohren und den Hintertheil den Fußstücken darstellt. Eine gelbe Leinwand, inodig wie eine Mumie, erklärt mit ihrer prophetischen Kuthe die Augen auf ihren Händchen gemalten Symbolen. Ein Mann, der Vollstücker sein hält, streift vor einem Platze, das die wichtigsten Szenen eines sensationellen Berichtes darstellt. Die Carnassiers mit ihren gepanzerten Pferden, auf denen eine ganze Menge sitzt, drängen sich in schwebelnder Gait.

Die Karateen, welche nach der Straße hin geschoben sind, enthalten eine Reihe von Tischen, um welche die Freier ganze Schüsseln voll Nudeln verzehren, wobei sie das Löwener Bier nicht vergessen. Nebendwärts werden Heringe, Kählein, Wäpfel oder Kartoffeln gewaschen. Manche machen sich über die Schüsseln her, die nach noch Meerwasser riechen, und hauer gefröhig mit den Köpfen drein, indem sie das zähe Fleisch bis zur Größe verzehren. Wenn sie dann nichts Anebres mehr zu thun haben, laufen sie sich Haischneise, stecken ganze Hände voll hinein in die Tasche, um dieselben, während sie herumwandeln, zu trocknen oder die Schalen davon bei ihren bekannten Mädchen in's Gesicht zu werfen. Die Gähler laufen geschwätzt holländische Schinken, die mit Orangenschalen und Zerköpfchen befestigt sind. Die Geschworenen von den Bannern laufen sich nützliche Sachen und Kleider vor den Leuten mit Messingknöpfen, Handwerkszeugen, Kuchenschneidern, Stöckern oder Schalen sehen. Kitlel, Becher, alte Kiste, spritzte Instrumente und allerlei andere Kleider kommen bei an den Stangen. Die Kitlel sind aufgehängt, wie wenn der alte Kitten ihres zehnjährigen Bechers schon darin stehen würde. Die Comanchen erinnern an die jehiden Clücker und die jenen Bewegungen des Schachbretts, der sie nicht ohne halb erzählen möcht.

Nach dem wimmelnden Ansehen erhebt sich

ein warmer Geruch, den die feuchte Luft nicht mehr auflösen kann und der durch das Aneinanderstoßen der Hin- und Hergehenden nur noch vermehrt wird. Ganze Banden von lustigen Zechern jagen in einer Reihe durch die Menge hindurch, wobei sie die Hände auf die Schulter des Vorhergehenden legen, oder Arm in Arm die ganze Breite der Straße einnehmen, um mit den anderen Leuten zusammenzustößen, oder wohl auch während des Tumults einem Mädchen einen Kuß geben können. In den Schenken führen die Kupferinstrumente unharmlosche Touren auf, nach denen die Bauernpaare schwermüthig herumspirigen.

XI.

Wie jedes Jahr, so amüsirten auch diesmal Rees Doorit und seine Begleiter sich bei diesen extravaganzen Szenen. Sie gingen mehrmals an der zwei Kilometer langen Reihe von Paraden vorbei und ergötzen sich an Allem, was sie da sahen, hörten und rochen.

Der Bürgermeister Sap, ein lustiger Bruder, drang in die Bude einer „biden Frau“. Die Anderen warteten, bis er wieder heraus kam, und ad! Die von Dinghelaar, mit Ausnahme von Rees, der inzwischen nachdenklich geworden war, da ihm die Trennung von seiner Meisterin schon zu lange schien, brachen in ein lautes Gelächter aus, als Sap erklärte, man habe ihn bestohlen, denn seine verstorbene Meisterin habe noch bidere Waden und Schenkel gehabt als die Meesta. Bald aber fand Filip Sap, daß sein Vär zu tanzen anfing; er bezeichnete nämlich damit das Knurren seines Magens. Wahrscheinlich wirkte dieser Vär aufstehend, denn die Anderen folgten seinem Beispiel, und deshalb beschloffen Alle, zusammen in ein Gasthaus zu gehen, wo sie sich an Bier mit Speck und holländischem Käse ergötzen.

Es war schon dunkel, als die Freier noch am Tische saßen. Sie hatten ihre Mahlzeit mit zahlreichen Eilern Antwerpener und Löwener Bier begossen. Nur Rees aß ohne Lust. Seine Freude war vorbei, seitdem die Meisterin sich entfernt hatte. Bella versuchte unsonst, ihn anders zu stimmen; aber sie dachte nicht im geringsten daran, aus welchem Grunde der Narr von heute morgen auf einmal so traurig geworden.

„Al! dieser Narr hat mir den Kopf ein wenig verdreht; das wird bald vergehen, meine liebe, kleine Bella,“ sagte Rees, indem er einen freieren Ton anzuschlagen suchte.

„O ja, das wird schon vergehen,“ fügte Bella hinzu. „Beim Tanzen werden wir das Kopfweh in die Schenke hinabfallen lassen und dann auf den Boden... das ist ein gutes Mittel.“

„Ist es noch nicht Zeit, die Anderen in den Moerjan aufzuheben?“ fragte Rees.

Ueberrast und bis an den Hals vollgestopft, konnten sich die Anderen nur mit Mühe erheben. Vor der Thür stießen sie noch auf Ghel-Dhaenens, der sich ihnen ebenfalls anschloß.

Als sie zum Moerjan, der abseits in Holland lag, kamen, sahen die Meisterin Cramp, die Andries, der Beter und die Bafin Stevens, sowie noch einige Gäste aus den umliegenden Dörfern schon am Tische. Unter den Gästen befand sich ein Fremder, den Rees halb bemerkt hatte.

Es war ein Kerl von etwa zwanzig Jahren, breitshulterig, mit einem starken Halse und biden Händen, einem runden, verkrampften Gesicht, mit beiden vollen Flecken, einem großen sinnlichen Mund, mit ungleich geschneiderten schwarzblonden Haaren, einer süßen Doggenmaße und grünblauen, hinterlistigen Augen. Es konnte Rees gar nicht gefallen, daß dieser leichfertige Mensch, der seine Mühe über's Ohr hängen ließ und einen Paletot, ein weißes Hemd und eine Strampse trug, bei der Wittwe Cramp sich sitzen zu machen suchte. Er erzählte ihr nämlich allerlei unzuverlässige Späße, und das schien sie so sehr zu amüsiren, daß der Stager gar nicht davon dachte, den Arm, den er ihr um den Leib geschlungen, zurückzugeben. Sannete, immer seiner Rolle getreu, beobachtete, welchen Eindruck der Einbringung auf den Anstand machte, und er keilte sich, Rees Alles

mitzutheilen, was er über die Verhältnisse und den Charakter des biden Wuschens wußte.

Jürgen Faas war der einzige Sohn eines Gutbesizers von Beirendrecht. In Erwartung der väterlichen Erbschaft ging er milig umher, aber er war immer bereit, den Ruf seiner Gemeinde aufrecht zu erhalten, wenn es galt, mit halben Eiern zu kämpfen. Das machte dem Allen viel Kummer, denn er hatte gehofft, in seinem Sohn einen Gehilfen zu finden. Entnützt durch die Unverbesserlichkeit des Dummhirs, hätte der alte Faas fast gewünscht, er möchte eine schlechte Nummer ziehen, aber Jürgen kam am Waffentod vorbei. Nachdem der fidele Junge hierbei Glück gehabt hatte, führte er sein verlottertes Leben ruhig weiter. Man verzieh ihm Vieles wegen des „Gubus“, den er später erhalten sollte, und besonders wegen der Freigebigkeit, mit der er denselben schon im voraus ausgab. „Es ist ein guter Junge!“ sagten die Leute aus seinem Dorfe und der Umgebung, wenn von ihm die Rede ging. Hätte er sich etabliren wollen, so hätte es ihm nicht an guten Gelegenheiten gefehlt. Aber Jürgen wollte seine Freiheit behalten und dem liederlichen Leben nachgehen, so lange es ihm gefiel; er wollte mit seiner unbeschränkten, sinnlichen Person überallhin spazieren gehen, wo es nur zu zechen gab; auf die fetten „toerdagen“, an denen sich die Bruderschaften amüsirten, auf die Kirmesen, wo es Würste und Kuchen gab, auf die Festtage der Weiler im Polber und in den Dienen. Dieses Mal hatte seine feine Nase ihn zu seinen Freunden, den Stevens, geführt, wo er mit Annemie, den Andries' und zahlreichen Bekern und Verwandten der Gastgeber zusammen traf. Diese Gesellschaft hatte die feinen Stücke eines fetten Schweins von den Ohren bis zum Schwanz unter sich vertheilt. Dann hatten sie sich über mehrere Schüsseln Reis, mit Milch und Safran zubereitet und mit Zucker bestreut, hergemacht. Und da man diese ganze Last hinunterwürgen mußte, begab man sie mit einem Fäßchen starken Kirmesbiers. Daher kam es auch, daß die Gäste von Meister Stevens alle frühlicher und geschwätziger Laune waren.

In dem Saale drängten sich die Männer und die Frauen um die Tische. Die Bierpumpen waren ohne Unterlaß in Bewegung, die Pfeifen brannten beständig, die Gläser stießen aneinander, die Gäste verlegten sich gegenseitig zuweilen einen freundlichen Klaps, und unter den geschwärtzten Balken der schon dreihundert Jahre alten Decke tanzten Säulen von Rauch.

Zwei junge Bauern traten in die Stube. Der Eine trug unter'm Arm ein Ferkel, das er auf der Messe gekauft hatte. Das rosiges Thierchen, das so fett war, wie ein hübsches, rundes Nidelchen, ätzerte und grunzte vor lauter Furcht. Jürgen Faas rebete den Mann mit dem Ferkel — es war ein Handlanger aus Stadroek — an:

„Ge! Jan Filip! Koster Filip! Komm mal her! Was forderst Du für diesen Apostel?“

„Den bekommst Du noch nicht für den Dufaten, den Du in der Tasche hast, weißer Jürgen.“

„Nur langsam, Filipe. Mit Dem was ich in der Tasche habe, könnte ich das Ferkel mit seinem Herrn kaufen.“

Indem er sich bei diesen Worten weit zurücklehnte und mit der Hand tief in die Tasche griff, warf er ein Fünffrankenstück auf den Tisch.

„Nur fünf Franken für ein ganzes Schwein?“ bemerkte Filip. „Nicht einen Schinken!“

„Doch, alle vier, mein Bester... Sagen wir sechs Franken und trinken wir ein Glas zusammen. Also, Frau Birtuin, zwei Glas! Willst Du?“

„Nein, acht Franken, oder ich will nichts mehr davon wissen, mein lieber Jürgen.“

Verfluchter Kerl, da hast Du acht Franken.“

Als Jürgen nun im Besitze seines Thieres war, fing er an, dasselbe zu quälen. Er packte es mit beiden Händen, hielt die Nase vor dessen Schnauze und blies ihm Tabakrauch in die kleinen verlegenen Augen. Annemie rief jedoch dazwischen:

„Wie können Sie sich doch sothä ein armeltes Thierchen anfladen? Es wird kaput sein, ehe Sie nach Beirendrecht kommen!“

Aber Jürgen wollte sich für seine acht Franken amüßigen. Auf einmal fand er seinen Spaß daran, das Thier unter die Räder seiner Nachbarin laufen zu lassen, und als die Wittve sich wehrte, sagte der lustige Bruder, indem er unter den Tisch kroch, er wolle bloß sein Thier wieder haben. Die Frauen schrieen alle zugleich, aber es war besonders die Meisterin, die seinen Angriffen ausgesetzt war. Sie war feuerroth geworden und schrie aus vollem Halse: „Gnuff, gnuff! Es ist das Ferkel!“ sagte Jürgen, indem er noch immer unter'm Tisch herumwühlte.

Im ganzen Saal hielt man sich dabei den Bauch vor. Die Bauern stießen ihre Frauen in die Seite und in allen Ecken hörte man: „Hi, hi! Es ist das Ferkel!“

Das Thier hatte sich inzwischen in eine Ecke geflüchtet, und nun machten sich Alle auf, um es wieder einzufangen.

(Fortsetzung folgt.)

Agrarentwicklung und Agrarbewegungen im alten Rom.

Von Conrad Köster.

(Fortsetzung.)

Über das Ergebnis der Abstimmung konnte Niemand im Zweifel sein, auch die Aristokratie nicht, aber sie gab deshalb das Spiel keineswegs verloren, sondern sie gedachte das verhasste Gesetz zu Fall zu bringen mit einer Hand habe, die ihr die geltende Verfassung an die Hand gab. Das Interzessionsrecht der Tribunen erstreckte sich auch auf die eigenen Kollegen. Wenn es also der Nobilität gelang, einen der anderen Tribunen für sich zu gewinnen, so war der Angriff des Gracchus zunächst abgeschlagen; es sei denn, daß er zu revolutionären Maßnahmen griff. Jedenfalls ließ die Nobilität, ohne dieser Eventualität Rechnung zu tragen, durch den ihr jägherhafter Tribun Marcus Octavius am entscheidenden Tage der Abstimmung interzibieren: Octavius verbot dem Schreiber, den Gesetzesvorschlag vorzulesen und machte damit die Abstimmung unmöglich. Die Volkspartei schritt dem gegenüber nicht gleich zum Außerordentlichen; vielmehr verzögerte ihr Führer die Abstimmung über sein Agrargesetz bis zu den nächsten Komitien, verbot gleichzeitig, um auf die Adelspartei einen Gegenruck auszuüben, sämtliche Staatsgeschäfte und legte auf den Staatschatz im Saturnustempel sein Siegel. Diese Unterbindung des gesammten öffentlichen Lebens war gewiß ein schwerer Schlag, aber die Senatspartei beschloß, bei ihrer Hartnäckigkeit zu beharren: als der Tag der Tribunenkomitien wieder herankam, legte Octavius von Neuem sein Veto ein. Nun versuchte es Gracchus damit, durch persönliche Verhandlungen mit dem gleichzeitig tagenden Senat zu einer Verständigung zu gelangen. Als auch diese Hoffnung trog, waren alle gültigen Mittel erschöpft. Volkseiber nun nicht der Aristokratie den Sieg lassen, was für ihn selber den sicheren Untergang bedeutete hätte, so blieb ihm nur der Ausweg, vermittelt einer Verfassungsänderung die Bahn für sein Gesetz frei zu machen. Aus dem Senat in die Volksversammlung zurückgekehrt, kündigte er dort alsbald für die nächsten Komitien zur Abstimmung an: erstens sein agrarisches Gesetz und zweitens die Frage, ob ein Tribun, der sich dem Volke widersetze, sein Amt behalten könne. Am entscheidenden Tage interzibierte Octavius zwar wieder gegen das Agrargesetz, dagegen nicht gegen die Motion, die ihm selber galt. So nahm die Abstimmung der fünfundsiebzig Bezirke ihren Anfang. Als siebzehn Tribunen gegen Octavius votirt hatten und die nächste Stimme die Entscheidung bringen mußte, machte Gracchus noch einen letzten Versuch, den unwiderstehlichen, folgenreichen Volksbeschlusse zu umgehen, indem er sich an den ihm früher befreundeten Octavius mit der eindringlichen Bitte wandte, einem Unternehmen nicht länger zu widerstreben, das für Italien heilsam sei. Octavius blieb fest. So fiel das Volksurtheil gegen ihn, und das Einzige, was Gracchus nun noch für ihn

thun konnte, war, daß er den Abgelegten vor der Volksversammlung schützte. Die Absezung des Octavius war gewiß ein revolutionärer Akt, ein Verfassungsbruch, aber seine Rechtfertigung liegt im Begriffe der Volkssouveränität. Wenn die Tribunen, die die Interessen des Volkes wahrnehmen sollten, sich in den Dienst der schlimmsten Feinde des Volkes stellten, so mußte es doch ein Mittel geben, solchen Unfug zu steuern, und ein solches war eben der Volksbeschlusse, den Gracchus veranlaßte. So begründete er selbst späteren Angriffen gegenüber sein Vorgehen; „Das Königthum“, sagte er einmal, „begriff nicht allein alle Magistratsgewalt in sich, es war auch den höchsten Priesterthümern geheiligt für die Gottheit; und doch verfiel der Staat den Tarquinius, da er übelthat, und wegen des einen Mannes Frevel wurde das von den Vätern ererbte Amt, das ja Rom begründet hatte, aufgehoben. . . . Was ist so heilig in Rom und ehrwürdig wie die Jungfrauen, die das ewige Feuer hüten und bedienen (die Vestalinen)? Und doch, wenn eine von ihnen sündigt, wird sie lebendig begraben; denn Die, welche gegen die Götter sündigen, behalten die Heiligkeit nicht, die sie der Götter wegen haben. Also ist auch kein Volkstribun berechtigt, wenn er dem Volke Unrecht thut, die Heiligkeit von wegen des Volkes zu behalten; denn die Macht, durch die er Gewalt hat, die hebt er auf. . . . Erhielt Octavius das Tribunat mit Recht durch die Mehrheit der Tribus, mit wie viel mehr Recht wird er nicht dessen entsetzt durch einen einstimmigen Beschluß derselben?“

Durch die Absezung des Octavius war das letzte Hinderniß beseitigt, das der Beschlußfassung über das Agrargesetz noch im Wege gestanden hatte. Einmüthig wurde es von den Tribus angenommen, und zu Mitgliedern der dreiköpfigen Ausführungskommission wurden bestellt: Tiberius Gracchus selbst, sein jüngerer Bruder Gaius und sein Schwiegervater Appianus Claudius. Mit Energie ging das Triumvirat an die ihm übertragene Arbeit. Die geschlagene Nobilität legte ihm selbstredend so viele Hindernisse in den Weg, als möglich war, und es war keineswegs leicht zu entscheiden, was Privat-eigentum, was okkupirtes Domanialland sei, da manche Theile des letzteren seit Jahrhunderten im Besitze der Aristokratie waren. Da aber die Triumvirn mit richterlichen Funktionen ausgestattet waren, besaßen sie sich in der Lage, rasche Entscheidungen herbeiführen zu können. Ihre Leistungen, wie wir sie auf Grund der Volkszählungslisten beurtheilen können, sind in der That staunenswürdig. War zu Anfang des Jahres 132 v. Chr. die Zahl der waffenfähigen Bürger von 328 000 im Jahre 159 v. Chr. bis auf 319 000 gesunken, so finden wir sie im Jahre 125 um nicht weniger als 76 000, d. h. ungefähr 25 Prozent, gesteigert, ein Resultat, das zu Wege gebracht war durch Anstheilung der im gracchischen Gesetze vorgesehenen Ackerparzellen von 30 Morgen. Dabei sind die mindestens gleich massenhaften Anweisungen an italische Bundesgenossen garnicht mitgerechnet. Man kann sich vorstellen, wie die um Millionen Morgen Landes erleichterte Aristokratie Wuth schandte und Rache brüllete, zumal Tiberius Gracchus alsbald daran ging, einen weiteren Grundpfeiler ihrer Macht zu unterwühlen.

Der mehr als halbverrückte König Attalus von Pergamum in Kleinasien war eben verstorben und hatte ein in seiner Echtheit übriges nicht eben zweifelloses Testament hinterlassen, in dem das römische Volk zum Erben seines Reiches und seines gewaltigen Privatvermögens eingesetzt war. Daß die Optimaten für die Annahme des Vermächtnisses sein würden und daß sie die Verwaltung der neuen Provinz dem Senat unterstellen wollten, um sie zu ihrem Besten auszubenten, verstand sich von selbst. Wie sollte sich die Demokratie zu der Frage stellen? Nach der Haltung, die Gracchus noch vor wenigen Jahren gegenüber den Numantineren eingenommen hatte, sollte man meinen, er habe für Ausschlagung dieses schandwürdigen Geschenkes sein müssen. Und da sich die Eroberungspolitik als eine Hauptursache des wirtschaftlichen Glendes der Massen herausgestellt hatte, sollte man sagen, Gracchus habe nicht wünschen können, Rom's Besitz durch eine neue,

fern gelegene und darum schwer zu behauptende Erwerbung zu vermehren. Aber so folgerichtig war er nicht. Er beantragte, das Privatvermögen des Attalus zur Ausstattung der auf Domanialland angesetzten Bauern mit dem nöthigen Betriebskapital zu verwenden, das Land Pergamum nicht der Verwaltung durch den Senat, sondern durch die vom Volk gewählten Jenseoren zu unterstellen. Es war das freilich ein neuer, schwerer Schlag für die Aristokratie, deren Vertretung, der Senat, bisher die Provinzialverwaltung unbestritten inne gehabt hatte. Die Annahme der Anträge durch die Komitien brachte den Vorsatz der Optimaten, mit dem verhassten Tribunen bei erster Gelegenheit ein Ende zu machen, zur Reife.

Die Gelegenheit bot sich bald. Das Tribunat des Gracchus ging seinem Ende entgegen, und er wußte, daß die Nobilität ihm nach seiner Rückkehr in's Privatleben mit peinlichen Anklagen zu Leibe gehen würde. Stellte sie ihm doch schon jetzt nach dem Leben, so daß er nur mehr in Begleitung von etlichen tausend Anhängern auszugehen wagte. Sein ganzes Wert war in Frage gestellt, wenn es ihm nicht gelang, zum zweiten Mal Tribun zu werden und die Abrechnung mit der Aristokratie zu vervollständigen. Eine Wiederwahl war freilich nach geltendem Recht unmöglich, darüber aber konnte sich die souveräne Bürgerversammlung hinwegsetzen. Was indeß den Optimaten zu Gute kam, war, daß die Wahlkomitien des Jahres 133 in die Erntezeit fielen. So waren die ohnehin durch den Erfolg des letzten Winters in Sicherheit gewiegten demokratischen Bauern verhindert, zur Theilnahme am Wahlakt nach Rom zu kommen. Das hauptstädtische Lumpenproletariat aber, unter dem aristokratischen Bestechungsgelder reichlich gearbeitet hatten, war unzuverlässig. Trotzdem wurden in der Wahlversammlung die Stimmen der ersten beiden Tribus für Gracchus abgegeben; dann aber erregten die Optimaten Tumult, so daß die Versammlung auf den folgenden Tag verschoben werden mußte. Nun erneuerten sich die nämlichen stürmischen Szenen. In dem nahebei tagenden Senat kreuzten sich allerlei Gerüchte und falsche Nachrichten. Die Einen behaupteten, Gracchus habe das königliche Diadem gefordert — des Strebens nach dem Königthum beschuldigten ihn seine skrupellosen Feinde schon lange fälschlich —, Andere, er habe seine Kollegen abgesetzt und sich selber zum Tribunen für's nächste Jahr ernannt. In wilder Aufregung verlangten die Optimaten vom präsidirenden Konsul Scävola, er solle den Tyrannen stürzen. Der Konsul aber, ein Freund und stiller Anhänger des Gracchus, weigerte sich mit dünnen Worten, eine gesetzwidrige Handlung zu begehen. Da brüllte einer der Blüthenblüthen unter den Optimaten, Scipio Nasica: „Der Konsul verräth die Stadt, wer die Gesetze retten will, der folge mir!“ und stürzte an der Spitze der mit Knütteln und Stuhlbeinen bewaffneten Aristokraten in die Wahlversammlung. Die meisten der dort anwesenden Bürger flohen; Tiberius Gracchus aber wurde, obwohl er noch Tribun und somit unberkeglicht war, erschlagen, mit ihm dreihundert seiner Anhänger; die Leichen wurden in den Tiber gestürzt. Den Staatsstreich der Nobilität krönte eine Anzahl gesetzwidriger Morde, denen Gracchus' Freund Blossius mit genauer Noth entkam; er wandte sich nach Asien, wo in dem von Rom annektirten pergamenischen Reich ein gewaltiger Sklavenaufstand gegen Rom und die Sklavenhalter ausgebrochen war. Mit diesen Verfechtern der Freiheit gegen Rom streitend, ist er schließlich zu Grunde gegangen; das Schicksal seines Freundes hatte ihm augenscheinlich die Hoffnung benommen, daß die römische Republik lebens- und entwicklungsfähig sei.

Die Ereignisse sollten seinem Pessimismus bald endgültig Recht geben. Zunächst allerdings war der Sieg der Aristokratie nur ein theilweiser. Sie war des verhassten Widersachers und seiner weiteren Pläne ledig; was er aber fertiggestellt hatte, ließ sich nicht ohne Weiteres beseitigen, ohne die ganze Landbevölkerung in Harnisch zu bringen. Auf Schleichwegen erreichten die Optimaten dann freilich doch, daß sie wenigstens vor weiterer materielle

Schädigung durch das griechische Agrargesetz gesichert wurden. Die Theilungskommission hatte auch solches Domanialland reklamiert, das an bündensgenössische Gemeinden verpachtet war. Dadurch war unter den ohnehin gegenüber den herrschenden Römern in vielen Hinsichten benachteiligten italienischen Bundesgenossen beträchtliche Unzufriedenheit entstanden, die sich die Optimatenpartei nun zu Nutzen machte, um den Beschluß durchzusetzen, daß der Kommission ihre richterlichen Funktionen entzogen und diese an die Konsula übertragen werden sollten. Damit aber war die Thätigkeit der Kommission überhaupt lahmgelegt, weiterer Durchführung des Agrargesetzes vorgebeugt, da die Konsula sich der Ausübung der ihnen übertragenen Gerichtsbarkeit zu entziehen mußten. Daß es den Optimaten nur darum zu thun gewesen, ihr Eintreten für die benachteiligten Bundesgenossen nur Spiegelspaltung war, zeigte sich bald darauf, als die demokratische Partei wieder ein erstes energisches Lebenszeichen gab.

(Schluß folgt.)

Norddeutschland und die Eiszeit.

Von Kurt Grottelwitz.

Die Wirkungen, die nun die Bewegung des Binneneises hervorbringt, sind so eigenartig, daß sie mit keinen anderen verglichen werden können. Eben darum wird man auch leicht feststellen an einer Stelle wirklich Gletscheris, jemals thätig gewesen, ob gewesen ist. Die Abschleifungen und Nivellierungen sind, wie wir gesehen haben, gewiß sehr charakteristische Erscheinungen der Gletschertätigkeit. Jedoch, es giebt deren noch eine Menge. Man kennt an sehr vielen Orten Norddeutschlands große Lager von lose durcheinander geworfenen Steinen und Geröll. Sie bilden bisweilen einzelne Hügel, bisweilen ziehen sie sich als niedere Bergketten Meilen weit durch das Land. Diese Gerölllager kann man auch an den Alpengehäusen beobachten, sie beschränken sich hier am weiteren Ende der Eismasse. Man nennt sie Endmoränen. Beim Abschmelzen an der Gletschergrenze bleiben nämlich die großen Steinblöcke, ja oft überhaupt alle Steine liegen, während das Schmelzwasser nur den Sand und Schlamm, höchstens kleine Steine mit sich fortträgt. Da nun die Eisgrenze immer oder wenigstens sehr lange Zeit an derselben Stelle verharrt, so häufen sich hier Steine über Steine, die zwischen sich allerdings auch allerhand Schutt festhalten. So entsteht dann das ganz bestimmte Bild der Endmoräne. Und eben solcher Endmoränen giebt es in Deutschland eine ganze Menge. Denn das Eis zog sich, da das Klima nur noch und noch milder wurde, sehr allmählig zurück, und an allen Stellen, wo es bei seinem Rückzuge längere Zeit verharrte, entstanden beträchtliche Endmoränen.

Viele der Steine, wie sie überall über ganz Deutschland zerstreut umherliegen, tragen auch noch jetzt die Spuren ihrer Transportwege an sich. Sie selbst nämlich sind häufig glatt geschliffen und mit parallelen Schrammen versehen. Wie nämlich der harte Untergrund durch die in der Sohle des wandernden Eises rollenden Steine abgeschliffen und geritzt wurde, so ersahen auch diese ihrerseits, wenn sie weiter waren wie der Untergrund, eine Abflachung oder Einritzung. Dieser über tausend Meter hohe Eisstrom drückte eben mit jenseitiger Gewalt auf den Boden, über den er hinwegzog. Dabei ging die Eisbewegung nicht etwa schnell vor sich.

An Alpengehäusen, die Thalwärts gleiten, hat man festgestellt, daß sie in den Tag nur 20 bis 30 Centimeter weit vorrücken. Dagegen bewegen sich die gewaltigen Gletscher Grönlands im Durchschnitt etwa 15 Meter vorwärts. Die Geschwindigkeit dieser Bewegung hängt natürlich von der Richtung des Luvens und von der Neigung des Gletschers ab. Das Luvens war nun in Norddeutschland im Allgemeinen ein etwas, jedenfalls sehr stark nach Südwesten bis zu den heutigen Mittel-

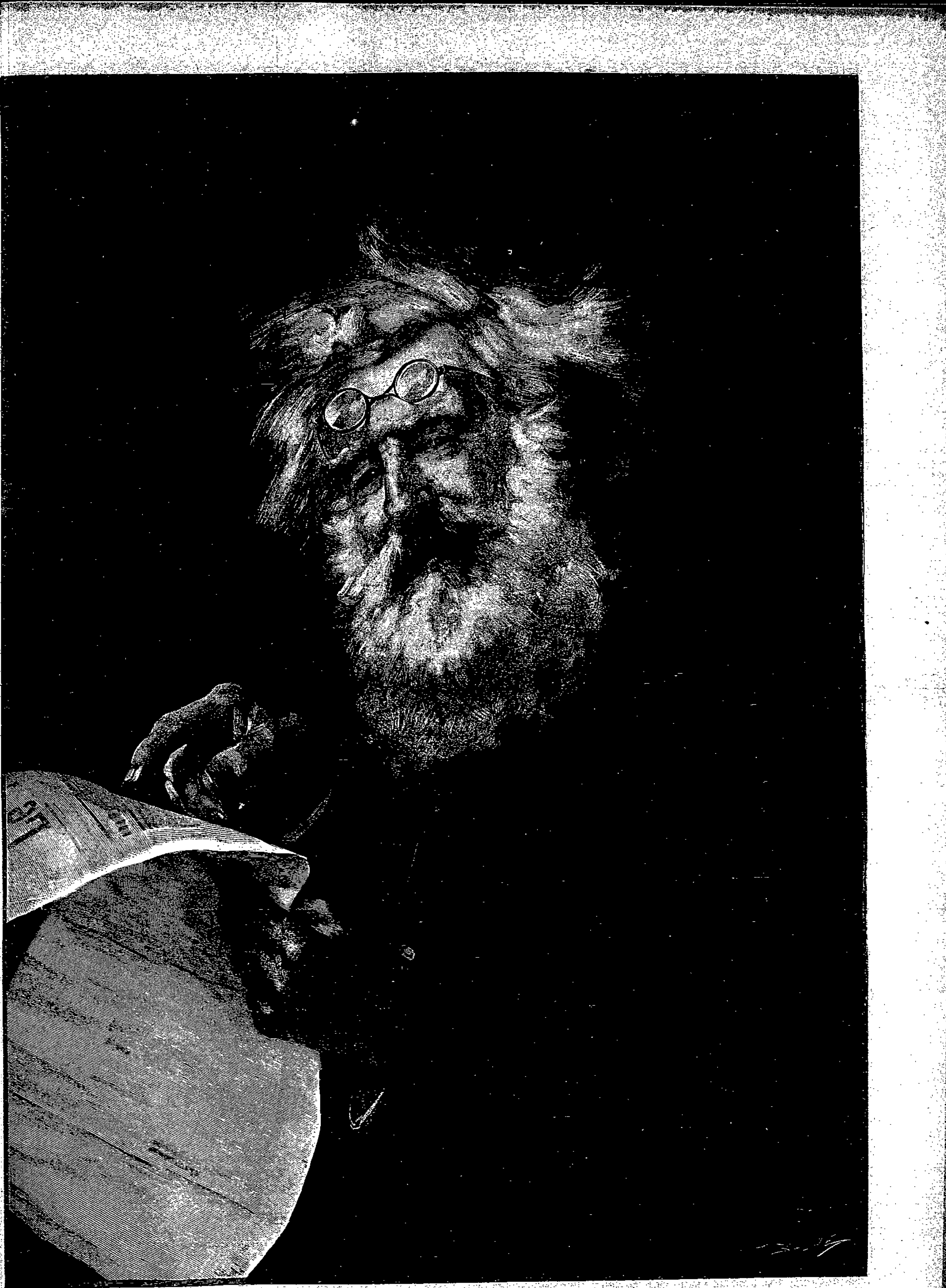
gebirgen keine stete Bodenmeinung, welche das Vorrücken des Binneneises beschleunigt hätte. War dieses einmal am Fuße der skandinavischen Hochgebirge angelangt, so mußte es sich fernerhin im Wesentlichen durch die eigene Kraft, den eigenen Druck fortbewegen. Nun war der Eisstrom allerdings fürchtbar dick, dicker noch als die grönländischen Gletscher. Seine Schnelligkeit wird daher wohl mehrere Meter in einem Tage betragen haben. Aber gerade weil die Schnelligkeit dieser ungeheuren schweren Masse verhältnismäßig gering war, brückte sie um so stärker auf den Boden. Alles was hier nicht fest war, vor Allem die Verwitterungsbede des Gesteins, lose Blöcke, hervorragende Felskanten, Flußlauf und Flußgeröll, Sumpfschlamm, alles das schob das Eis hinweg und drückte es in seine Sohle ein. Nichts konnte ihm widerstehen. Wie ein ungeheurer Schwamm fuhr das Binneneis über das Land hinweg und nahm allen Schmutz, allen Sand, alles Geröll, alles Lose und lockere Material mit sich hinweg. Die Hauptmenge nahm es natürlich sofort in Skandinavien selbst auf, aber auch auf seinem Wege südwärts verlor es sich immer noch mehr Steine ein. Als es über die Kreidefelsen der Ostseeküste, die damals ohne Zweifel ein Gebirge darstellten, hinwegzog, schlug es hier Kreidestücken ab und nahm auch die schwarzen Feuersteine mit sich, die in der Kreide enthalten sind. Von den Kalkgebirgen in der Magdeburger Gegend und bei Müdersdorf riß es ebenso Gesteinsstücke mit sich fort wie von den Porphyrfelsen des nördlichen Sachsens. Es ist selbstverständlich, daß es auch Thiere und Pflanzen unter sich begrub, in sich aufnahm und mit sich forttrug. So nahm es Muscheln und Schnecken der See und Flüsse, die es ausfüllte und ausscharrte, mit sich hinweg. Einen Theil des Materials verlor es auch, wahrscheinlich in Schluchten und tiefen Thälern des Bodens, sofort wieder. Wenigstens findet man hinter den Bergen, über die der Strom hinwegging, eine Menge vom Eise losgetrockneter Brocken des Gesteins, aus denen die Berge bestehen. Da sich das Eis in etwa südlicher Richtung bewegte, so werden solche Brocken immer im Süden von dem Gebirge gefunden, von dem sie abgetrocknet worden sind. Die Kreidestücke werden erst in den südlichen Richtungen von der Ostseeküste gefunden, die Porphyrfelsen Sachsens erst von der Porphyregion an südwärts, bis nach Chemnitz und Zwickau hin, wo die Eisgrenze stand. Der Bergleichenstrom konnte, da er sich von Norden nach Süden bewegte, Gesteinsmaterial natürlich nur nach Süden tragen.

Wenn nun das Binneneis in seiner Herkunft, seiner Bewegung und seiner die Bodenbede abhebenden und forttragenden Thätigkeit vertraut geworden ist, der wird hoch, wenn er von Neuem den norddeutschen Boden betrachtet, noch die ganze äußere Gestalt und die innere Anordnung desselben unerklärlich finden. Gut, die Steine, das ganze Material ist vom Norden hergekommen, an den Schener- und Nivellierungen sieht man, daß es von einem Binneneis hierher transportiert wurde. Allein woher kommt eine solche Menge von Sand, woher kommt es, daß hier Sand und nur Sand, an anderen Stellen aber Lehm und Mergel oder Thon liegt, und an den Wänden tiefer Gruben lassen sich doch deutliche, horizontal übereinander liegende, in ihrer Färbung und ihrer Zusammenfügung verschiedene Schichten erkennen? Woher kommt diese regelmäßige Anordnung?

Wie die Eiszeit dem norddeutschen Boden seine heutige Gestalt aufgedrückt hat, das kann man nur verstehen, wenn man sich das Abschmelzen der Eisbede genau voranschaut. Dieser Abschmelzungsprozess hat das Material, das das Binneneis in sich enthält, so vertheilt, daß das heutige Oberflächensbild Norddeutschlands zu Stande gekommen ist. Es ist bei den Endmoränen, die wir als Beweis für das Vorhandensein einer Eiszeit anführen, bereits gesagt worden, daß Lager von Steinen und Geröll entstanden. Allein diese Endmoränen nehmen nur einen verhältnismäßig geringen Theil des norddeutschen Bodens ein. Immerhin zeigen auch sie schon die Wirkung des Abschmelzens. Als das Klima

milder wurde, begann das Eis von Süden her abzuschnellen. Nun darf man sich aber den Vorgang nicht so vorstellen, als ob durch das Zerbrechen des Eises das Gesteinsmaterial einfach zu Boden gefallen und da liegen geblieben sei, wo es gerade hingefiel. Wäre der Prozess so verlaufen, so würde eine Bodenbede von ganz ungleichmäßigem Material entstanden sein, es würde dann nicht jene ausgedehnten Sandfelder, jene geordnet übereinander liegenden Sand- und Thonschichten geben. Allein nur einmal ein jähes Thauwetter nach einem schneereichen Winter gesehen hat, der wird wissen, daß der Boden ringsum förmlich überschwemmt ist. Das Wasser kann, da der Boden noch gefroren ist, oder weil er überhaupt nicht durchlässig ist, nicht verlaufen, und so sieht es denn überall in gleichartiger Ansammlung auf Straßen und Fluren. Doch dieser Wasserreichtum bei Thauwetter ist ein Kinderspiel gegen die Wasserfluth, die beim Schmelzen des Binneneises vorhanden gewesen sein mag. Man denke sich ein Eisgebirge von einer mittleren Höhe von tausend Metern und einem Umfang von halb Europa schmelzen. Allerdings ist dieser gewaltige Eiskörper nicht auf einmal geschmolzen. Es sind viele Jahre, wahrscheinlich viele Jahrhunderte, vergangen, ehe die Eisbede in Norddeutschland vollständig abgeschmolzen war. Allein das hindert nicht, daß in jedem Sommer eine furchtbare, meerartige Wassermenge sich von der Eisgrenze her ergoß. Es kam hinzu, daß diese Wassermenge nicht leicht ablaufen konnte, da sie von der Eismauer und den mitteldeutschen Gebirgen, wenigstens lange Zeit über, fast völlig eingeschlossen war. Dieses von der Höhe des Eises abfließende und aus dem Grunde hervorströmende Wasser nahm nun alles Material, das beim Abschmelzen frei wurde, mit sich hinweg. Nur schwere Steine blieben liegen, alles Andere nahm das Wasser mit sich fort. Durch das heftige Sprudeln des Wassers wurden die Massen durcheinandergewirbelt und noch mehr zerrieben. Dem schon der Transport, der durch das Eis und die gegenseitige Reibung hatten viele Steine zu Erde zermalmt. Die feinen Thontheilchen und Kalkpartikelchen blieben im Wasser schweben und setzten sich erst sehr spät an ruhigen Stellen der Strömung nieder.

Die riesigen Sandmassen, die durch die Zermalmung der zahlreichen Quarzgesteine und quarzreicher Granite, Gneise usw. entstanden waren, wurden dagegen früher abgesetzt und bildeten im Allgemeinen sehr dicke Schichten. Nun ging natürlich nicht nur ein Wasserarm von der Eisbede aus, sondern am ganzen Rande der Bergleichenströmung hin floßen ungeheure Wassermassen aus dem Eise hervor. Da außerdem die Eisgrenze beim Milderwerden des Klimas immer weiter nordwärts rückte, so wurde nach und nach jeder Strich Norddeutschlands dieser tolosalen Wirkung des Schmelzwassers ausgesetzt. Ueberall wurde das nordische Material nach der Schwere über den Boden vertheilt. Die schweren Steine blieben als Endmoräne an der ursprünglichen Stelle, zu der sie das Eis getragen hatte, liegen, dann folgte der Sand, endlich wurde der Thon an solchen Stellen, wo das Wasser zur Ruhe gekommen war, abgelagert. Beim weiteren Abschmelzen der Eisbede verschoben sich indeß die Geschwindigkeitsverhältnisse der Schmelzwasser immer von Neuem. Wo früher eine Sandschicht abgelagert worden war, da stand nun ein großer See ruhigen Wassers. Hier konnte sich jetzt also der Thon, Lehm und Kalk niederschlagen, und so entstand denn über der Sandschicht eine Lage Thon oder Mergel oder Lehm. Später konnten sich an derselben Stelle neue Schichten über die alten lagern. Denn in manchen Jahren schmolz das Eis schnell, in manchen langsam. Darnach richtete sich auch die Menge und Kraft des Schmelzwassers. Je nachdem dieses aber schneller oder langsamer floß, davon hing auch seine Transportfähigkeit für Sand oder Thon ab. Kräftige Ströme konnten den Sand sehr weit tragen, so daß auch entfernte, bereits mit mehreren Schichten bedeckte Gegenden neue Schichten bekamen. Da so eine und dieselbe Gegend von verschiedenen Strömen und von ihnen zu verschiedener Zeit überspült wurde, so stachen die einzelnen Schichten, selbst



E. A. Tessier: Ein guter Artikel.

wenn sie alle aus Sand bestanden, demnach deutlich voneinander ab. Denn je nach der Kraft des Schmelzwassers und je nach dem Orte, von dem er herkam, konnte der Sand verschiedene Beschaffenheit haben. So finden wir denn häufig im norddeutschen Bergleuchtungsgebiete eine Menge deutlich unterscheidbarer Sandschichten übereinander lagern.

So war es also das Schmelzwasser, das das nordische Material in gleichartigen Lagen über das Land vertheilte. Allerdings blieb auch an manchen Stellen das Material der Grundmoräne an der Stelle liegen, wo es sich befand. Sei es, daß hier das Material in einer Vertiefung lag, so daß es der Strömung des Schmelzwassers nicht ausgesetzt war, sei es, daß es sich hier in besonders starkem Aufstrome angesammelt hatte, jedenfalls konnte das Wasser die feineren Bestandtheile aus diesen Theilen der Grundmoräne nicht auswaschen, und so blieben diese denn als sogenannter Blockstein unberührt liegen. Aber auch dieser wurde an sehr vielen Orten von Sandschichten überdeckt.

Das Wasser brachte aber nicht nur Ordnung in das transportirte Material, es bewies auch an ihm seine außerordentlich unerbittliche Macht. Ueberall wo Wasser thätig ist, sucht es die Höhen abzutragen und die Thäler mit dem abgetragenen Material auszufüllen, so daß Ebenen entstehen. Die ebene Form Norddeutschlands ist durch diese Thätigkeit des Wassers erzeugt worden. Denn ehe das Binneneis von Norden her kam, war die Norddeutsche Tiefebene keineswegs so flach wie heute. Allerdings herrschte auch bereits vor der Eiszeit die Ebene vor, es gab viel niedriges Sumpfland damals, in dem unter einem milden Klima eine üppige Pflanzenwelt wüthete. Aber das Terrain ist doch viel welliger gewesen und die Bergspitzen waren bedeutend höher als heute. Die Decke von nordischem Material, welche heute über Norddeutschland liegt, ist stellenweise bis 200 Meter dick. Nun ist aber nur an vereinzelten Stellen die biluviale Erdschicht durchbrochen worden, es mag demnach auf dem alten hiesigen Boden noch tiefe Thäler geben, über denen sich die nordische Gesteinsmasse noch bedeutend höher auferhoben hat. Von der Größe dieser Thäler an zu urtheilen, deren Meereshöhe freilich gänzlich unbekannt ist, mögen denn selbst beschriebene Höhen wie die Krebzeischen Klippen oder auch das heute ganz in der Ebene liegende Rastgeir von Niedersaxen Berge überragenden Maßes gewesen sein.

Auf diesen Höhen Norddeutschlands mit seinen Thälern und Niederungen, mit allen seinen Ueberresten, wurde nun das nordische Material aufgeschüttet. In der That war natürlich an einer Stelle viel, an anderer Stelle wenig Gesteinsmasse enthalten,

hier bestand die letztere aus quarzreichen, dort aus quarzarmen Mineralien. Allein das Schmelzwasser führte überall einen Ausgleich herbei, es trug da, wo sich die Gesteinsmasse hoch aufgethürmt hatte, dieselbe ab, und es füllte die Thäler vollständig aus. In der sprudelnden, wirbelnden Strömung des Schmelzwassers wurde jeder Steinhaufen auseinandergerissen, Sand und Thon hinweggenommen und später, wenn sich das Gewässer wieder beruhigt hatte, gleichmäßig abgelegt. So bildet denn Norddeutschland eine große, weite Ebene.

Nun haben aber hier drei verschiedene Formationen des norddeutschen Tieflandes noch keine Erklärung gefunden: die Flüsse, die Seen und die Dügel. Alle drei hängen in ihrer Entstehungsweise zusammen, alle sind ebenfalls auf die Wirkung der Eiszeit und zwar der Periode des Abschmelzens zurückzuführen. Verschiedene Umstände machen es zur Gewißheit, daß die Eisgrenze mehrfach sich nach Norden zurückgezogen hat und wieder vorgeückt ist. Man unterscheidet deshalb für den Haupttheil Norddeutschlands zwei Eiszeiten. Jede hat Theile ihrer Grundmoräne im norddeutschen Boden zurückgelassen, diejenige der ersten Eiszeit befindet sich natürlich unter dem Geschiebe, den Steinen der zweiten Eisperiode. Zwischen beiden — das sei nur nebenbei bemerkt — befindet sich öfters eine sogenannte Interglacialsschicht, in welcher Reste nordischer Thiere, Mammuth, Rennthier, Moschusochsen, Lemming und viele anderen aufgefunden worden sind. Das zum zweiten Male vorrückende Binneneis wühlte nun die Ablagerungen des ersten vielfach auf und nahm obere Theile von ihnen in sich auf, um sie beim Abschmelzen von Neuem abgeben zu müssen. Diese Abschmelzungsperiode der zweiten Eiszeit gab nun dem norddeutschen Lande sein definitives Bodenrelief. Das Eis rückte allmählig nordwärts, allein obwohl im Allgemeinen die Schmelzwasser gleichmäßig auf den eisfreien Boden wirkten, so wurde doch eine gewisse Ungleichmäßigkeit dadurch hervorgerufen, daß die Gletschermasse an einigen Stellen Norddeutschlands lange Zeit still stand. An jeder der stillstehenden Eisgrenzen entlang bildete sich nun eine sehr starke Endmoräne aus. Denn man muß sich vorstellen, daß das Eis an seiner Fortwärtsbewegung dabei nicht nachließ, daß aber alles über die bestimmte Grenze hinausgleitende Eis sofort wieder schmolz. So blieb die Grenze zwar dieselbe, aber es wurde doch der Endmoräne immer neues Gesteinsmaterial zugeführt. Dadurch entstanden lange Hügelketten, die noch heute sehr gut wahrnehmbar sind. So stellen der Flemining in der Mark und der hollische Höhenrücken, der sich von Preußen durch Pommern,

Mecklenburg und Schleswig-Holstein hinzieht, Endmoränen des Binneneises dar, welche dieses während seiner Stillstandslagen bildete. Die meisten der kleinen Hügel der norddeutschen Tiefebene reihen sich in solche Züge der großen Endmoränen ein. An solchen, lange Zeit stillstehenden Eisgrenzen war natürlich auch die Wirkung des Wassers eine noch beträchtlichere. Die Fluth desselben war so stark, daß sie sich zu riesigen Strömen sammelte. Und diese wälzten ihre Wassermassen an der Mauer der Endmoräne hin nach Westen zu. Sie gruben sich mächtige Flußbetten von einer Breite, wie sie heute nur die gewaltigsten Flüsse der Erde besitzen. Diese Flußbetten sind noch heute deutlich zu erkennen, heute werden sie zwar von den Flüssen, die in ihnen fließen, z. B. der Spree, nicht im Entferntesten ausgefüllt. Aber die alten Ufer der eiszeitlichen Ströme machen sich noch in hügelartigen Erhebungen bemerkbar, die in einer oft mehrere Kilometer weiten Entfernung die Ufer der heutigen Flußwerke begleiten. In einem dieser großen Thäler floß früher die Weichsel und die Oder westwärts an der Eisbarriere hin der Elbe zu, um mit ihr ihre Gewässer der Nordsee zuzuführen. Jetzt wird ein Theil dieses großen Thals vom Finowkanal durchflossen, aber wie groß dieses ehemalige Flußbett war, das kann man zum Beispiel sehr gut bei der Stadt Eberswalde beobachten, die jetzt die Breite dieses von hohen Uferwänden eingerahmten Thales ziemlich ausfüllt. Wo wir also solchen Längsthälern begegnen, die noch heute meist einen feuchten Boden besitzen, da können wir sicher sein, daß sie eiszeitlichen Hauptströmen oder ihren Nebenflüssen als Bett dienten. Nun befinden sich aber in diesen Thälern sehr häufig Seen, die, mitunter durch geringe Zwischenräume von einander getrennt, eine lange Kette von Wasserbecken bilden. Sie sind die Ueberreste der alten Ströme. Sie bezeichnen Tiefenstellen jener mächtigen Flüsse. Da sie bis unter den Stand des Grundwassers hinabreichen, so trocknen sie nie aus. Sie sind vielleicht das schönste, leider auch bis auf einzelne Moränenlandschaften Preußens und der Markischen Schweiz das einzige schöne Gepräge, das die Eiszeit dem norddeutschen Tiefland bescheert hat.

Doch schön oder nicht schön! Die Eiszeit hat jedenfalls dem norddeutschen Boden seine mineralische Zusammensetzung, seinen geologischen Aufbau und seine geographische Gestalt gegeben. Wenn wir von einzelnen unbedeutenden Stellen absehen, wo älteres Gebirge, wie an der Ostsee und an der Weser, noch heute über die Diluvialbede hervorragt, so begegnen wir in der norddeutschen Tiefebene auf Schritt und Tritt den imposanten Wirkungen der Eiszeit. —

Die schöne Barbara.

Novelle von Anton Freiherrn v. Perfall.

Die Nacht war herrlich schön, feiner rother Mond leuchtete hoch über den Gipfeln des Schloßberges und leuchtete, eingetaucht wie Feuer in der dunklen Höhe. Ich gab wiederholte Schloßbesuche auf, zog mich an und schlüpfte aus den dunklen Vorhängen heraus, die links und rechts, in der Mitte einen schmalen Gang lassend, die Seiten verschleierten. Durchiger Geruch erfüllte den Raum. Durch die Spalten eines schlecht geschlossenen Fensters erblühte ich ein schlafendes Frauenzimmer, auf der andern Seite lag schlafend ein junges Mädchen, gekleidet wie gewohnt, bei Besuche nach um die Schenkel, einen Revolver in der Hand, sein junges Gesicht war zur Hälfte von einem großen, hellrothen Sonnenstrahl überhüllt, ich nahm mich in Acht, ihn zu berühren, er lag im Grunde gerichtet, mit einer Hand nach rechts — ein Finger in rechter Hand schaute in den Himmel.

Ich eilte hinaus auf die Terrasse. Ein heiserer Ruf klang hinter den Vorhängen her; ich gab mir eine Hast an, liefte mich auf die Stufen und trat in die Kammer.

Ich verließ gegen Abend Casagrande und fuhr jetzt mit einer Zwischbahn der Southern Pacific gegen Norden — Maricopa im fruchtbaren Santa Cruzthal war mein nächstes Ziel.

Der Abend stand im letzten Viertel, gerade im Zenith, und warf ein gleichmäßiges, schattenloses Licht auf das Rio Glatthal, das der Zug eben durchquerte; eine grenzenlose, geröllgefüllte Ebene, kein Baum, kein Strauch, nur hier und da tauchte riefenhaft, schwarz in das Mondlicht hineinragend, das groß zurückgeworfene, der Kandelaberfahne auf, Horset von den Indianern genannt, oft sechzig Fuß hoch und sieben Fuß im Durchmesser; auch er wackte mich in seiner kalten, strengen, symmetrischen Form eher aus Stein gemeißelt, bald, als ein lebender Organismus. Dann hüfsten Trümmerhaufen vorüber, eingestürzte mächtige Portale, zerbrochene Säulen, maffige, verwitterte Mauern, Ueberreste einer merkwürdigen Kultur, die bis hier herauf geschwunden in grauer Vorzeit. Weiter — das Thal verengte sich, grösste Berggipfel tauchten links und rechts auf, riesige Berge mit glatt abfallenden Rücken und hohen Thürmen, wie man sie im Alpenlande erblickt, aber am jagenum-

rauschten Rhein; dann wieder endlose Plateaux, wie mit dem Meißel abgeglättet; dazwischen große Thäler von dunkelblau erscheinenden Bergen bekrönt. An dichtgedrängten niederen Behnhütten vorüber — hier und da brante ein Licht; das Geheul der Coyoten drang kläglich durch die Nacht.

Junger pflanzenreicher wurde die Landschaft, die Agave erschien bereits wieder auf den Höhen, dichtes schwarzes Gestrüpp, hier und da rauschte es wie von Wassern, die Nähe fruchtbaren Landes kündete sich an; Maricopa konnte nicht mehr weit sein.

Ich mußte mich an der Eisenstange festhalten, um nicht von den Schwingungen des in rasender Eile dahindraufenden Zuges herabgeschleudert zu werden.

Dieses brausende, funkenumsprühte Dahinschießen durch die nächtliche Wildnis — und da spricht man der Eisenbahn alle Poesie ab!

Jetzt rückten die Berge näher, ein spärlicher Fluß zwangte sich träge durch ein geröllgefülltes Bett, an den Ufern trug der baufähige Boden üppigen Wachs: mächtige Blattpflanzen, schirmförmige Agaven, den überall wuchernden Kaktus, saftiges Wiesengras. Wie erfreut das sprossende Leben nach stundenlangem

Lode, wie fühlen wir da erst tief unsere innige Verwandtschaft mit jedem Baum, jedem Galm, und sehen durch seine starre Hülle das auf- und absteigende, rastlose Leben!

„Da kann eine menschliche Niederlassung nicht fehlen,“ dachte ich. Der Zug machte eine Kurve, dem Thale folgend. Ein Schuß schlug gegen die Felsenwände. — Ich bog mich vor. — Ein weißes Adobehaus drückte sich in den Winkel eines Felsens; um die von innen grell beschienene Thüröffnung bewegten sich dunkle Gestalten — Reiter glaubte ich — verworrener Lärm drang herüber. Der Zug schob vorbei.

Ich spannte Aug' und Gehirn an, um die wie ein Phanton aufblühende und verschwindende Szene zu fassen. Aus der geöffneten Thür zerrten wilde Gestalten mit großen Hüten und im Feuerchein blühenden Waffen einen graubärtigen, halb angeklebten, sich sträubenden Mann — Flüche — Scheltworte — helles Gelächter!

Ein junges Mädchen mit gelbtem schwarzen Haar umklammerte einen langen Menschen mit einem Revolver in der Hand, ohne Hut, mit flatterndem Haar, seine auffallend mageren Beine umschloß die befranzte mexicanische Lederhose. Die Beiden standen gerade im Licht und im Mittelpunkt der Handlung. Als die Erscheinung vorüber war wie ein aufgeblühter Schuß, hatte ich trotz allem Schauen eigentlich nichts gesehen, als die Gesichter des Paares, diese aber so deutlich, daß ich sie unter Tausenden hätte herausfinden wollen.

Sie, ein dunkelbraunes Mädchen — spanisch Blut — flehte offenbar den jungen Mann um Rettung des Alten, ihres Vaters, und ich glaubte bemerkt zu haben, wie er ihr etwas in das Ohr flüsterte, etwas Bernühiges, dem Ausdruck seines hartlosen, ebenfalls dunklen Antlitzes nach, der gar nicht zu der dramatischen Handlung paßte. Ich konnte mich ja auch getäuscht haben, der Augenblick war zu kurz.

Wer die Leute waren? Da war nur Zweierlei möglich: Desperados, die einen ersten Ueberfall wagten, oder umgekehrt ein Vigilanzcomité, das einen Verbrecher — den Alten — zur blutigen Rechenschaft zog. Beides hier zu Lande gleich häufige, nicht ungewöhnliche Vorgänge. Der ganze Charakter des Wandelbildes, das ich mir wiederholt vergewaltigte, ließ mich mehr an das letztere glauben.

Der rücksichtslose Lärm, das Herauszerren des Alten — Räuber pflegen das geräuschloser abzumachen. Lange sah ich und dachte darüber nach. Ungeachtet bog jetzt die zerklüftete Landschaft an mir vorbei, meine Seele war im Adobehaus, im Felsenwinkel bei dem stehenden Mädchen, das wohl jetzt um den Vater weinte; oder hatten sie ihr Flehen erhört und ihn freigelassen? Ich rief mir des Alten Gesicht zurück — ob es etwas Bissartiges, Verbrecherisches habe, ich brachte es nicht recht mehr zusammen, ich erinnerte mich mir noch an einen weißen Bart.

Im Waggon schlief noch Alles, und doch mußte ich wissen, wo wir waren. Ich trat den schnarrenden Rigger absichtlich auf den Fuß, mit einem schmerzlichen Seufzer erwachte er und glökte mich an.

„Wo sind wir jetzt?“ rief ich, den Lärm des Ruges überschreiend.

Er blickte zum Waggonfenster hinaus. „I don't know, Sir!“ Klang es gequält, dann machte er es sich wieder bequem, die Füße gegen die gegenüber liegende Wand stemmend.

Ich sah auf die Uhr. „Dreiviertel auf vier. Wann kommen wir nach Gila Bend?“ fragte ich weiter.

„Four o'clock, Sir.“ Er schloß die Augen und kehrte mir mit einem schlüfrigen Grunzen den Rücken.

„Ein größerer Platz?“
„Only water place for engine.“ „Nur ein Wasserplatz für die Maschine,“ lautete die kurze Antwort.

„Kennst Du nicht ein Adobehaus, an einen Felsen angebaut, an dem man eine Stunde von Gila Bend vorüber kommt?“

Keine Antwort mehr, der Rigger schnarchte schon wieder.

Er fuhr wohl jeden Tag diese Strecke und wußte gewiß, wer dort wohne. Meine Neugierde wurde immer lebhafter. Ich hatte nichts zu veräumen in Maricopa, und Abends konnte ich ja am Ende doch dort sein; ich beschloß, in Gila Bend auszuweichen, es konnte höchstens zehn Meilen entfernt sein von dem fraglichen Platze, der Bahnenfernung nach.

Ein heiserer Pfiff, der Zug hielt, nach hiesiger Sitte mit einem heftigen Nückstoß plötzlich anhaltend. Der staubige, gepornete Bursche kugelte auf den Boden herab; ich mußte über ihn steigen.

„Gila Bend?“ fragte er verschlafen, mit seinem Revolver herumfuchtelnd, daß ich rasch vorwärts sprang, „Yes, Sir!“ ihm zurufend.

Der Morgen dämmerte herauf hinter den den Hintergrund abschließenden grotesk geformten Bergen. Ein braun angestrichenes Stationshaus aus Holz, eine breite Straße von Bretterbuden, wie wir sie acht Tage vor Eröffnung eines Jahrmarktes roh gezimmert zu sehen gewohnt sind, eine Reihe mit Leinwand gedeckter Wagen, „Prärienschiffe,“ wie sie im Osten genannt werden, hier und da ein im Morgenwinde flatterndes Zelt — das war Gila Bend!

Daran vorbei rieselte der Rio Gila, immer noch spärlich; das in einem Bassin gesammelte Wasser diente zur Speisung der Maschine.

Ein kalter Wind blies jetzt von den Bergen her. Ich sah mich nach einer Kneipe um — einen Dollar für ein Glas Whisky, ein Täßchen warmen Kaffees!

Hinter mir stieg der junge Mann aus mit dem Revolver — ein Vaquero seinem Neukeren nach; ich brauchte ihn nur zu folgen, dann kam ich gewiß zum Whisky. Aber es war noch ziemlich dunkel — wir Beiden die Einzigen, die den Zug verließen, das ganze Nest noch im Schlaf — ich überlegte mir's — in Gila Bend hätte man wenig darnach gefragt, wenn man des Morgens einen toten Mann gefunden hätte, das kam wohl öfters vor.

Er sprach mich selbst an.

„Ein drink' gefällig, Sir?“

Sein Gesicht war schön und hatte etwas Gutmüthiges, ich ärgerte mich selbst über mein Mißtrauen.

„Wenn Sie hier Bescheid wissen, mit Vergnügen, Sennor.“ erwiderte ich.

Wir gingen zusammen dem Orte zu, der Zug setzte sich wieder in Bewegung. Es wird plötzlich hell hier zu Lande, in dunkelrother Gluth brannten die Felsen, die Schluchten im Hintergrunde.

Mein Begleiter hielt vor einem Gebäude mit einer Veranda, zwei verschlafene, gesattelte Mustangs waren an der hölzernen Säule angebunden; sie hatten wohl die Nacht hier zugebracht. Er pochte an die verschlossenen Türen.

„Hallo, Tom, Faulthier!“

Die Thür wurde geöffnet, ein Mann mit grauem Bart trat heraus, sich die Augen schüßend vor dem jetzt blendenden Lichte.

„Hallo, Garcia, woher so früh? Hat ein bißchen lange gedauert gestern Abend mit den Jungens! Zwei liegen noch drinnen.“

„Und die Anderen?“ fragte mein Begleiter.

„Fort, mitten in der Nacht; die Beiden sollten auch mit, aber es ging nicht mehr, sie waren stockbetrunken — vielleicht besser für sie! Gestiel mir nicht recht, die Geschichte. — haben sonst kein Geheimniß vor Tom — aber gestern —“

„Nun — was war gestern?“

„Wenn ich's wüßte! Sie sprachen nur immer von Miguel Pacheco — kennst ihn ja, den alten Geier. Es war nichts Gutes, was sie von ihm sprachen; Du weißt es ja auch — und die hitzigen Köpfe und das Geschuch! Per Dios, ich bin keine Sennorita, aber mir wurde angst, sie kämen selbst darüber in's Streiten, dann weißt Du ja, wie sie es machen; sie stecken die Köpfe zusammen und drohen mir mit den Revolvern, wenn ich zuhöre.“

„Und Du hörtest doch zu, wie ich Dich kenne!“ sagte lachend mein Begleiter.

Der Kleine lachte hinterlistig.

„Weil sie in ihrem Eifer schrien, daß ich es durch die Wand durch hörte.“

„Und was hörtest Du?“ fragte Garcia weiter.

„Dummes Zeug — glaub' ja nicht dran. Nun, Ihr wißt ja, was man über ihn sagt! Mit was kann ich dem Caballero dienen — wollen Sie nicht eintreten?“ wandte er sich an mich.

Wir folgten ihm Beide in das Haus, in den Bar-Room. Auf dem Boden lagen zwei Baqueros, die Besitzer der beiden Mustangs wohl vor dem Hause. Die aufgedunsenen Gesichter, der schwere Athem verrieth den bleiernem Schlaf der Trunkenheit.

Garcia nahm einen drink mit mir und dem Wirth. „Wohl wieder die Pferdegeschichte?“ begann er, an das vorige Gespräch anknüpfend; er war offenbar neugierig, und auch ich dachte, ohne eigentlichen Grund, an einen Zusammenhang mit dem nächtlichen Vorgange, den ich beobachtete.

„Was sonst?“ entgegnete der Wirth. „Glaubst Du es, Garcia?“

Der suchte die Köpfe.

„War Rafaele dabei?“

„Rafaele Sunol von Florence?“ Der Alte besann sich einen Augenblick. „Ja, der war auch dabei. Dem traue ich's eher zu.“

„Und Der schrie auch mit?“ fragte Garcia.

„Er war auffallend ruhig; erst als sie der schönen Barbara alle Schuld gaben, sie verleite den Alten zum Stehlen und sollte eigentlich“ — mit einem Blick auf mich brach er den Satz ab — „da wurde er hitzig — man weiß ja, warum — und schön ist sie, die Barbara — mir wurde angst dabei — jeden Augenblick dachte ich — jetzt wird's krachen. Um Mitternacht endlich brachten sie auf wie ein Heer von Teufeln — wie gesagt, es gefiel mir nicht, die Geschichte — es würde mich nicht wundern, wenn wir heute noch von Pacheco hören. Rafaele wollten sie nicht mitlassen, er ritt ihnen aber doch nach — die Beiden da konnten sich nicht zu Pferde halten und blieben zurück.“

Garcia hörte gespannt zu, eine stichtliche Unruhe besiel ihn.

„Und der Barbara drohten sie auch?“ fragte er.

„Der geschieht nichts, wenn Rafaele dabei ist,“ meinte der Wirth.

Garcia's Stirn zog sich in Falten, er trank rasch den Whisky aus.

„Wohnt dieser Miguel Pacheco nicht in einem halbzerfallenen Adobehaus, das sich an einen Felsen lehnt, etwa zehn Meilen von hier, an der Bahnstrecke?“ unterbrach ich das Gespräch.

„Ganz richtig, Sennor,“ bekräftigte Tom, mich erstaunt ansehend, auch Garcia war verblüfft.

Wir schnürte es die Felle zusammen — meine Ahnung, sie haben Synchjustiz geliebt an Miguel Pacheco, dem Pferdehdieb — armes Mädchen!

„Zu dem will ich eben,“ plätkte ich heraus.

„Zu Miguel Pacheco — Sie?“ kam es von beider Lippen.

Sie sahen mich mißtrauisch an und es kam mir vor, als ob sie die Gläser wegrückten.

„Wenn Sie nur nicht zu spät kommen,“ meinte Tom spöttisch, „die Jungens arbeiten rascher als die Herren vom Gericht.“

Er hielt mich offenbar für einen Sheriff oder einen Geheimpolizisten, abgesandt, den Dieb zu verhaften, gegen den wohl eine Anzeige vorlag. Schon wollte ich mich dagegen verwahren, da fiel mir ein, welche Vortheile aus dieser Annahme für mich erwachsen, und nahm eine pffiffige Amtsmiene an.

„Wäre sehr bedauerlich,“ erwiderte ich, ihre Meinung bestärkend.

„Hallo, Boys, Felipe, Jose, auf!“

Garcia stieß die Burschen mit dem Fuß. Sie fuhren jäh auf und griffen konvulsivisch nach den Revolvern. Dann sahen sie mit dem Erstaunen aus tiefem Schlafe plötzlich Erwecker im Raume umher.

„Ihr sollt den Sennor hier zum alten Miguel führen nach Pacheco Ranch!“ rief er ihnen zu.

Der Name machte sie münter, ich beobachtete deutlich, wie die Erinnerung an den gestrigen Vorgang ihnen zurückkam. Sie sahen mich starr an, dann wieder Garcia. Ich wollte diesem Zeit geben, die Burschen in seinem Sinne aufzuklären, deren Begleitung mir sehr erwünscht war, und fing, ihnen den Rücken kehrend, ein Gespräch mit Tom, dem Wirth, an. Garcia trat zu den Baqueros. Ich

beobachtete ihn durch den fliegenbeschnuften Spiegel hinter der Bar, innerlich lachend. Er flüsterte ihnen etwas in das Ohr, worauf die beiden Kerle sichlich zusammenschoben und mich mit einer unbegrenzten Erstaunen, Furcht, einem gewissen Respekt ausdrückenden Miene betrachteten. Sie wußten genug.

Ich wendete mich plötzlich zu ihnen mit einer entschlossenen Miene, die hier zu Lande immer gut angebracht ist.

„Ihr begehet mich also zu Pacheco Manco?“ Sie sahen einander fragend an, dann verbeugten sie sich wie auf Kommando höflich und schlugen die großen Knöpfe zusammen wie preussische Dragoner.

„Wenn Sie befehlen, Sennor!“

„Ihr wißt wohl den Weg, seid wohl bekannt mit dem Alten?“ fuhr ich mit einer Inquisitor-miene fort.

Wieder das gegenseitige Ansehen zweier Schul-digen, die sich durch Miene verständigen wollen.

„Ja, wir kennen ihn, Sennor,“ erwiderten sie abermals zusammen.

„Gibt gestern über ihn gesprochen, wie ich höre, mit Euren Kameraden; warum sind sie denn so plötzlich aufgebrochen und haben Euch zurückgelassen?“

„Weil wir betrunken waren, Sennor,“ war die offene Antwort. „Wir können uns auch nicht mehr erinnern, worüber gesprochen wurde, Sennor.“ Sie bogen sich scham meiner gefährlichen Frage vor.

„Und auch nicht, wohin sie ritten?“ fragte ich weiter.

Sie bejaumen sich einen Augenblick.

„Nach Hause wohl, Sennor, auf die Ranches, zu denen sie gehören,“ erwiderte dann zaghaft der Eine.

Ich brach das Verhör ab, unterwegs dachte ich es fortzusetzen. Tom und Garcia besprachen sich

unterdessen auch über mich und warfen mir keine freundlichen Blicke zu. Ich bemerkte, daß man hier auch unter ehrlichen Leuten — ich rechnete die Weiden dazu — dieselbe Voreingenommenheit gegen alle Polizeior-gane habe wie in meiner Heimath.

Ich bestellte einen „drink all around“, um die üble Stimmung zu verbessern, und sprach kein Wort mehr über diesen Gegenstand. Ich war jetzt meiner Sache sicher und fest entschlossen, die Entwicklung eines Dramas kennen zu lernen, dessen Augenzeuge ich durch einen absonderlichen Zufall war.

Die beiden Baqueros gingen mit Garcia, um ein Pferd zu besorgen.

„Glaubst Du wirklich, daß Pacheco heute Nacht ein Unglück passirte?“ fragte ich Tom.

Er sah sich vorsichtig um.

„Ich glaube es sicher, Sennor,“ flüsterte er, „nach dem, was ich gehört. Er soll es zu hant getrieben haben in der letzten Zeit.“

„Und der schönen Barbara auch? Seine Tochter wohl?“

„Der Barbara? Nein! Rafaela war ja dabei.“

„Ihr Geliebter wohl?“

Der Alte nickte.

„Wer ist dieser Rafaela?“

„Wer er ist? Ein Mexikaner, der Pferde-handel treibt.“

„Und wenn keine zu handeln sind, selbst Pferde stiehlt,“ erwiderte ich.

Tom lachte verschmitzt und gab keine Antwort darauf.

„Und die Barbara, weiß sie wirklich von den Streichen des Alten?“ fragte ich weiter.

„Wissen?!“ erwiderte er. „Sie führt sie schon selbst aus. Ein Teufelsweib, die Barbara! Sie

belegt Pferde und Männer, sagt man, daß sie ihr willenlos folgen.“

„Männer!? Rafaela wohl, ihren Geliebten. Das ist kein Wunder, wenn sie so schön ist!“

„Rafaela nur, meint Ihr?“ Der Alte machte jetzt ein betäubtes Gesicht. „Alle, alle, weit und breit! Meine guten Jungen, sie macht sie zu Dieben und Mördern, dem Galgen laufen sie zu, wenn sie es will. Der Garcia da, ein jeelengeter, fleißiger Junge! — ich wette, er hat seinen Platz angegeben im Süden, nur um in ihrer Nähe zu sein, und hat sie nur einmal gesehen bei einem Fest im vorigen Monate, das die Mancher ihren Leuten gaben.“

„Und doch drohten sie ihr gestern, wie Ihr sagtet, mit dem Tode, ich verstand Euch wohl. Das stimmt nicht recht.“

„Doch stimmt es, Sennor! Das macht die wilde Eifersucht. Rafaela ist jetzt der Begünstigte.“

Garcia trat ein; ich wußte genug. Die Pferde waren bereit, vier anstatt drei.

„Wenn Sie erlauben, Sennor, reite ich mit,“ sagte Garcia.

Tom blinzelte mir verständnisvoll zu. Ich willigte ein. Die Zauberkrast der schönen Barbara, deren neues Opfer eben vor mir stand, wirkte aus der Ferne schon auf mich, ich sah ihr vom Feuerschein getroffenes, stehendes Antlitz und dachte nur noch an sie.

„Nehmen Sie sich in Acht, Sennor,“ flüsterte Tom, der mir den Bügel hielt zu, „sie macht das Schwarze weiß mit ihrem Blick.“

Fort ging's in kurzem Galopp durch den fuß-hohen röthlichen Staub der einzigen Straße von Gila Bend.

(Fortsetzung folgt.)



Erscheinung.

Du kamst zu mir in einem fremden Glanz, Und schweigend kamst du, wie die Sterne still, Die aus den hohen, räthselvollen Weiten In halber Nacht an uns vorübergleiten.

Du brachtest Duft von fremden Blumen mit: Mattweide Liden, unter deinem Fuß Erblüht, die mich wie deine Wächter dachten, Umstanden dich mit einem leisen Leuchten.

Und eine große Sehnsucht sprach aus Dir, Und deine Augen sagten: Sieh, ich liti Um dich. Und faltetest, unsäglich rührend, Die Hände, sie an deine Lippen rührend.

Und während fühlte ich deine Sehnsucht mit Und rief dich, rief dich laut. Doch langsam wich Dein Bild zurück, und meine Arme tasteten In's Leere, und die bleichen Blumen blähten

Und schwanden hin, und nur ein Stern noch stand Zitternd im Dunkel, blinkte, blaßte, schwand — Gustav Falke.

Ein guter Artikel! Das war etwas für ihn! Nur so etwas hatte er schon lange gewünscht! Jede Zeile, jedes Wort traf den Nagel auf den Kopf. — Der alte Kritiker konnte sich die Herzen aus grünen Tisch hinter den Spiegel stellen!

Der alte „Schnurberinger“ hat den Kritiker nicht im Auge gefaßt. Sein Gesicht sprach sich nicht aus und der geübteste Zeigerfinger der rechten Hand wies auf die Kernsätze des Artikels: „Der Herr ist gerecht, Wort für Wort! Und Alles meine Meinung!“

„Die Verleumdung.“ Eine Huldigung an Herrn Spitz, Herausgeber von „Die Welt“, Berlin und Leipzig, Gropius & Pöppel.

Unterhaltendes aus einer trockenen Wissenschaft.

Zu jener berühmten Szene des „Faust“, in der Mephisto den Schüler beräth, spielt Goethe auch der allerschwerwiegendsten Wissenschaft der Logik über mit. Man muß sagen, daß dieser Disziplin dort einigermaßen Unrecht gethan wird; denn als Lehre von den Gesetzen des Denkens hat sie zweifellos ihre wissenschaftliche Daseinsberechtigung und ihren Nutzen. Sie ist freilich ein recht trockenes Gebiet. In der That findet sich selbst in der einwüthigen Wüste der Lehre von den Begriffen, Urtheilen und Schlußfiguren wenigstens eine Erholung bietende Oase: die Trugschlüsse. Es sind das unrichtige, theils auf der Mehrdeutigkeit eine Begriffes, theils auf einer Verwechslung der Geheke des Schließens beruhenden Schlußs, die aber nicht einem Irrthum entsprechen sind — dann würde man von Fehlschlüssen sprechen —, sondern der Absicht zu täuschen ihren Ursprung verdanken. Um was es sich dabei handelt, erhellt am besten an einigen der berühmtesten, schon im griechischen Alterthum hervorgebrachten Beispiele. Ein prächtiger Trugschluß ist der sogenannte „Fugner“. Epimenides von Kreta sagt: „Alle Kreter sind Lügner“; um ist aber Epimenides ein Kreter, also liegt Epimenides, also ist es nicht wahr, daß die Kreter lügen, also jagen die Kreter die Wahrheit, also sagt auch Epimenides die Wahrheit, also lügen die Kreter, also... Das kann man mit Grazie bis ins Unendliche fortsetzen. Während hier ein Fehler gegen die Geheke des Schließens vorliegt, ist der Trug beim „Krocodilschluß“ anders geartet. Eine Aegyptierin sah ihr am Nil spielendes Kind von einem Krocodil ergreifen und bat nun das Thier, ihr das Kind wiederzugeben. Das Krocodil erwiderte: „Ich will es dir wiedergeben, wenn du erwidest, was ich thun werde.“ Die Mutter sprach sich dahin aus: „Du wirst mir mein Kind nicht wiedergeben.“ Darauf argumentirten beide in folgender Weise mit einander. Das Krocodil sagte: „Du magst wahr oder falsch gesprochen haben, so habe ich das Kind nicht wiederzugeben; denn, ist deine Rede wahr, so erhaltst du das Kind nicht wieder nach deinem eigenen Ansprache, ist sie aber falsch, so gebe ich es nicht zurück laut unserer Uebereinkunft.“ Die Mutter dagegen sagte: „Ich mag wahr oder falsch gesprochen haben, so magst du mir mein Kind wiedergeben; denn, ist meine Rede wahr, so magst du es mir geben laut unserer Uebereinkunft, ist sie aber falsch, so ist das Gegenstück wahr: Du wirst mir das Kind zurückgeben. Hier liegt eine unrichtige Anwendung des Dilemmas vor, ebenso im folgenden

Beispiel. Euathlus nahm bei dem Sophisten Protagoras Unterricht in der Beredsamkeit mit dem Vertrage, der Schüler solle die zweite Hälfte des Honorars erst dann bezahlen, wenn er seinen ersten Prozeß gewonnen habe. Als nun nach vollendetem Unterricht Euathlus keinen Prozeß annahm und auch seinen Lehrer nicht bezahlte, verklagte ihn Protagoras und brachte vor Gericht folgendes Dilemma vor: „So wohl wenn dich die Richter zum Bezahlen verurtheilen, als auch, wenn sie dich nicht verurtheilen, mußt du mich bezahlen. Denn wenn sie dich zur Zahlung verurtheilen, so mußt du zahlen kraft Urtheilspruch; wirst du aber nicht verurtheilt, so mußt du unsern Vertrag gemäß zahlen, da du deinen ersten Prozeß gewonnen hast.“ Darauf antwortete Euathlus: „Ich brauche auf keinen Fall zu zahlen; denn dies ist mein erster Prozeß. Verliere ich den, so brauche ich laut unserem Vertrage nicht zu zahlen; gewinne ich ihn dagegen, so brauche ich gemäß richterlichem Urtheil nicht zu zahlen.“ Man pflegt diesen Trugschluß von alterer Zeit das „Sophisma des Euathlus“ zu nennen. Sophisma ist nämlich der griechische Ausdruck für Trugschluß und leitet sich her von dem Namen der Sophisten, jener philosophischen Richtung vor und gleichzeitig mit ihrem großen Gegner Sokrates, deren extremste Vertreter gerade aus der Fälschung von spitzfindigen Trugschlüssen einen besonderen Sport machten, um damit den Satz eines tollgeordneten Subjektivismus zu belegen, daß man von jeder Behauptung ebenogut das Gegentheil beweisen könne. Einer der hervorragendsten unter den Sophisten war Protagoras, der den geschübten Redeschick mit seinem Schüler Euathlus thatsächlich gefaßt haben soll. Die Richter sind der Ueberlieferung zufolge durch die Argumente der beiden demnach in Verwirrung gebracht worden, daß sie ihre Entscheidung auf unbestimmte Zeit vertagten. Unsere Leser verfügen hoffentlich über mehr salomonische Weisheit, so daß sie an diesem, wie den beiden anderen Sophismen zu entscheiden vermögen, worin nun eigentlich der Trug liegt. — ad.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19, Beuthstraße 2, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!